

	[SEITE]
VORBEMERKUNG	4
Erinnerung und Identität	
Das Problem der Archivierung	
DAS PROJEKT »MEMORANDIUM«	5
Struktur und Aufbau des Buches	
Memorandum-Datenbank	
GEDÄCHTNIS	6
Gedächtnismetaphern, Engramme, Verblassen	
Verzerrte Erinnerungen	
SPEICHERMEDIEN I – SCHRIFT	8
Externalisierung von Gedächtnis	
Mündliche Tradierung	
Tradierter Geist	
Exkurs: Tagebuchschreiben	
Wachsende Speicherkapazitäten	
Spurensuche	
Digitalisierung	
SPEICHERMEDIEN II – BILD	10
Gedächtnisbilder	
Manuelle und analoge Techniken	
Kritik und Verbreitung der Fotografie	
Fotos als Erinnerungsauslöser	
VERGESSEN	12
Das perfekte Archiv und das Bedürfnis zu Sammeln	
Time Capsules	
Informations-Datenberge	
Auswahl und Selektion	
BEITRÄGE	
Inventarliste	14
3 bis 9-jährig erlebt	18
10 bis 19-jährig erlebt	72
20 bis 29-jährig erlebt	206
30 bis 39-jährig erlebt	366
40 bis 70-jährig erlebt	414
AUSWERTUNG	438
Verteilung analoger, digitaler, schriftlicher und bildlicher Beiträge	
Verteilung der Kategorien	
Inhaltliche Auffälligkeiten	
Lebensalter und Erlebnisalter	
Fazit	
ANHANG	
Quellen	440
Impressum	442

ERINNERUNG UND IDENTITÄT

Erinnerungen sind keine rührselige Nostalgie, sondern das, was uns Menschen ausmacht. Persönliche Erinnerungen und das autobiografische Gedächtnis schaffen Identität und sind unerlässlich für unsere Persönlichkeitsentwicklung. Demenz- und Alzheimerkranke, die sich nicht an die eigene Vergangenheit erinnern können, an das, was sie einst geprägt hat, wissen nicht mehr, wer sie sind.

Erinnerungen sind wichtiger Bestandteil des menschlichen Lebens, die Basis für den Austausch mit Menschen und der Grund, warum wir das Leben als sinnvoll erachten. Unser autobiografisches Gedächtnis funktioniert gut, denn was man selbst einmal erlebt hat, ist ohne viel Aufwand und ohne mühevolleres Lernen auf unserer »Festplatte« gespeichert und kann relativ einfach wieder hervorgerufen werden [vgl. Q8A] – oft ungewollt oder in einem unpassenden Moment. Unser Gedächtnis ist jedoch kein präziser Speicher für alles Erlebte, denn es ist nicht frei von »Beeinträchtigungen« wie dem Vergessen, Verblässen und Verzerren von Erinnerungen.

Nicht ohne Grund sind den meisten Menschen ihre Erinnerungen sehr wichtig. Allerdings gehen wir sehr unterschiedlich mit der Konservierung und Erhaltung von Erinnerungsstücken um. Einige bewahren unzählig viele Erinnerungsstücke aus ihrem Leben auf, andere trennen sich von allem Materiellem, weil ihnen die »geistige« Erinnerung genügt.

Es gibt viele Schlüsselreize, die bei uns Erinnerungen hervorrufen können, die sich aber nicht in gleichem Maße gut konservieren lassen. Ein Aufzeichnungsgerät für Gerüche gibt es noch nicht und so ist auch die Konservierung bestimmter Gerüche denkbar schwierig. Andere Erinnerungsträger wie Gegenstände, Töne, Bilder und Schrift sind bessere Speichermedien um Schlüsselreize verfügbar zu machen, damit Erinnerungen nicht »verloren« gehen. Memorandum stellt die Erinnerungsträger Schrift und Bild in den Mittelpunkt, da sie nicht nur zu den ältesten und am meisten verbreiteten Erinnerungsträgern zählen, sondern auch den Erinnerungsinhalt selbst über Jahre fixieren, vor Umdeutung bewahren und im Falle der Schrift auch dem unbeteiligten Dritten ihren Inhalt vermitteln.

DAS PROBLEM DER ARCHIVIERUNG

Die Speicherkapazitäten sind im digitalen Zeitalter enorm gestiegen und so haben wir heute die Möglichkeit, vieles digital aufzubewahren und für die Zukunft zu konservieren. Die heutige sogenannte »Informationsgesellschaft« [vgl. Q5A] besitzt einen Wissenspool, dessen Größe und Spektrum wie auch das Internet stetig zunimmt. Gab es vor einigen Jahren noch das Problem, bestimmte Informationen überhaupt zu finden, so ist dies heute längst kein Thema mehr. Dafür ist es nun umso wichtiger, die richtigen Informationen in der Fülle zu finden.

Wichtiges von Unwichtigem, Bewahrenswertes von Abfall zu trennen ist schwierig, da die Übergänge oft fließend sind, und so speichern wir einfach alles und häufen damit unüber-

schaubare Datenberge an. Die Archive werden voller und voller, doch was nützt ein Archiv, in dem sich niemand mehr zu recht findet?

Ein Problem, das wir auch im Privaten kennen. Persönliche Erinnerungsträger wie Text und Bild werden zunehmend digital produziert und gespeichert. In persönlichen Digital-Archiven sortiert man selten aus, denn man hat ja genug Platz auf der Festplatte und wenn dieser nicht reicht, wird auf DVD gebrannt oder es werden externe Festplatten angeschafft.

Gleichzeitig nimmt die Menge der Speicherdaten stetig zu. Während früher ein 36er-Fotofilm für einen ganzen Urlaub reichte, brauchen viele von uns heute mindestens eine 1GB Speicherkarte für rund 700 Bilder um möglichst viele Momente festzuhalten. Das anschließende Aussortieren unnützer Daten bleibt überwiegend aus. Früher gab man missglückte Aufnahmen im Fotoladen zurück, auch um Geld zu sparen, und heute stört es niemanden, wenn schlechte Aufnahmen »weiterexistieren«, da sie ja nur wenig Speicherplatz wegnehmen und auch keine Mehrkosten verursachen.

Ähnlich verhält es sich mit schriftlichen Dokumenten, die sich auf unseren Festplatten anhäufen. Der stetige Strom von E-Mails belagert den Posteingang und ohne Selektion geht die einzelne E-Mail in der Masse der täglichen Nachrichten unter. Natürlich gibt es auch den alternativen Weg alles radikal zu löschen, bevor es uns über den Kopf wächst. Tendenziell setzen sich jedenfalls die Wenigsten mit einer gewissenhaften Selektion auseinander. Zum einen, weil ihnen die Entscheidung schwer fällt, was bewahrt und was gelöscht werden soll und zum anderen, weil dieser Vorgang Geduld und Zeit kostet – beides »Güter«, die kaum noch jemand aufbringen will.

Wer sich jedoch die Zeit und Muße für eine selektive Bewahrung nimmt, dem stehen heute kostengünstige Alternativen zur digitalen Massenspeicherung zur Verfügung. So ist es inzwischen wieder üblich von Digitalbildern Abzüge zu erstellen. Man kehrt mit dem Fotobuch zur altbewährten Fotoalbum-Konservierung zurück und digitale Daten gehen wieder in analoge Archive über, werden »analogisiert«. Schriftliche Dokumente werden dagegen eher selten zur analogen Archivierung ausgedruckt.

Auf Grundlage dessen stellen sich nun Fragen: Was macht die Konservierung unserer Erinnerungen aus? Welche Arten der Konservierung sind möglicherweise effektiver als andere? Welche Unterschiede in der Strategie der Archivierung bringen digitale und analoge Methoden mit sich?

DAS PROJEKT »MEMORANDIUM«

Aus diesem scheinbaren Widerspruch zwischen heutigen Möglichkeiten und menschlichen Bedürfnissen der Archivierung entstand die Idee für dieses Buchprojekt »Memorandum«. Der Titel »Memorandum« ist dabei ein Kunstwort, eine Wortschöpfung aus den Begriffen »Memorandum«, einer Notiz mit etwas Denkwürdigem, und Kompendium als Sammlung und Nachschlagwerk.

Im Rahmen dieses Projektes wurden 70 Freiwillige eingeladen, ihre persönlichen Archive nach besonderen, ihnen wichtigen, schriftlichen oder bildlichen Erinnerungsstücken zu durchsuchen und diese dem Projekt der Sammlung beizusteuern. Dabei stand es ihnen frei, digitale oder analoge Archive zu durchforsten. Mögliche Erinnerungsträger waren Briefe, Postkarten, Kalender-/Tagebucheinträge, Notizen, Fotos, Dias, Zeichnungen sowie E-Mails, SMS, Chat-Protokolle, Community-Nachrichten, Blog-/Gästebucheinträge und Bild-Dateien.

Mit einem Teilnehmeralter zwischen 8 und 88 Jahren ist es spannend zu sehen, wer sich für welche Erinnerung entscheidet, oder welche Teilnehmer digitale oder analoge Erinnerungsstücke wählt. Memorandum entstand aus Einzelerinnerungen, jede ein Teil einer Sammlung, um nunmehr erneut in einer Sammlung aufzugehen. Zusammengetragen wurden über 150 bildliche oder schriftliche Erinnerungsstücke, mit denen die Teilnehmer besondere Erinnerungen verbinden und die sie in einem persönlichen Kommentar kurz schildern bzw. erläutern. Diese reichen von äußerst kurz-fragmentarischen bis hin zu sehr ausführlich-detaillierten Erinnerungen.

Konserviert und archiviert im Memorandum ist es nun am Leser, sich einzelne Erinnerungen herauszusuchen, die sein Interesse wecken. Kaleidoskopartig zeigt Memorandum vielfältige Erinnerungen, lädt zum Stöbern ein und animiert zum Schwelgen in eigenen Erinnerungen. Vielleicht gibt es auch dem ein oder anderen Leser den Anstoß, die eigenen Erinnerungsarchive zu sichten und zeigt Möglichkeiten der Archivierung auf, um sich die eigenen Erinnerungen vielleicht etwas präsenter zu machen.

STRUKTUR UND AUFBAU DES BUCHES

Die Reihenfolge der Erinnerungsstücke ist nach dem Erlebnissalter der jeweiligen Erinnerung sortiert, beginnend mit drei und endend mit 70 Jahren. So kann der Leser vergleichen, was unterschiedliche Personen zu unterschiedlichen Zeiten im gleichen Alter erlebt haben. Es besteht also die Möglichkeit eines direkten Generationenvergleichs und die parallele Chronologie der Lebensläufe lässt erkennen, ob sich beispielsweise gewisse Erlebnisse in einem bestimmten Alter häufen.

Die Erinnerungen wurden außerdem thematisch kategorisiert. So wird deutlich, aus welchen Lebensbereichen unsere als besonders wichtig erachteten Erinnerungen stammen. Es kristallisierten sich fünf Kategorien heraus, denen die Beiträge zugeordnet werden können: [HOBBY / BERUF], [REISEN / AUSLAND], [EINSCHNITT], [LIEBSCHAFT] und [MITMENSCHEN]. [HOBBY / BERUF] klingt auf Anhieb zwar gegensätzlich, jedoch zeigen die Beispiele, dass diese zwei »Pole« oft sehr eng beieinander liegen. In [REISEN / AUSLAND] geht es um Urlaubserlebnisse und Auslandserfahrungen. [EINSCHNITT] beinhaltet einschneidende oder besonders prägende Erlebnisse. [LIEBSCHAFT] und [MITMENSCHEN] liegen thematisch sehr eng beisammen und so ist das Kriterium platonisch und »romantisch« die entscheidende Abgrenzung. Bei vielen Beiträgen treten auch thematische Überschneidungen auf, so dass sie mehr als nur einer Kategorie zugeteilt sind.

Desweiteren ist auf jeder Seite vermerkt, in welchem Alter die Erinnerung erlebt wurde und in welchem Jahr dies passierte. Auch gibt der Hinweis der Archivierungsform Aufschluss darüber, wie und wo die Erinnerungsstücke aufbewahrt werden.

Da die Erläuterungen zu den Erinnerungsstücken aus der »Feder« der Teilnehmer stammen, wurden sie weitgehend im Original belassen, so dass sich auch umgangssprachliche Ausdrücke in den Texten wiederfinden.

Die teils sehr privaten Beiträge wurden in einigen Bereichen anonymisiert, um keinen der Teilnehmer unnötig bloßzustellen. Nur die tatsächlich wichtigen Informationen zur Person wie Geschlecht und heutiges Alter wurden zu Beginn jedes Kommentars durch [w+Alter] und [m+Alter] kenntlich gemacht.

MEMORANDIUM-DATENBANK

Zusätzlich zum Buch gibt es auch eine digitale Datenbank, mit deren Hilfe die Reihenfolge der Beiträge flexibel angezeigt werden kann. Sollte jemand die Beiträge also nach anderen Prinzipien sortieren und anschauen wollen, hat er dazu anhand der Datenbank die Möglichkeit. Wenn er hingegen das analoge Memorandum in Buchform vorzieht, so findet er in dieser Datenbank auch die Seitenzahl, wo der gewünschte Beitrag im Buch zu finden ist.

Wie eingangs erwähnt spielt das autobiografische Gedächtnis, auch genannt episodisches Gedächtnis, eine wichtige Rolle in dem, was den Menschen ausmacht. Es beherbergt »Erinnerungen an persönliche Erlebnisse, die sich zu einer bestimmten Zeit an einem bestimmten Ort ereigneten« [Q3A]. Erinnerungen prägen unsere Persönlichkeit und sagen uns wer wir sind. Das autobiografische Gedächtnis befähigt uns, Erlebtes noch einmal vor dem inneren Auge ablaufen zu lassen.

Allerdings ist es zu Beginn unseres Lebens noch nicht ausgebildet und entwickelt sich erst zwischen dem zweiten und vierten Lebensjahr – zusammen mit dem Ich-Bewusstsein und der Fähigkeit sich selbst im Spiegel zu erkennen, die auch erst in diesen Jahren heranreift. Und so ist das, was wir über unsere frühe Kindheit wissen, Faktenwissen, das wir uns durch Erzählungen von Verwandten, durch Fotos, Videos etc. angeeignet haben.

Für die Speicherung von faktischem Wissen wie dem Allgemeinwissen ist dagegen das semantische Gedächtnis zuständig. Zusammen mit dem autobiografischen Gedächtnis bildet es das deklarative Gedächtnis, auf das wir aktiven Zugriff haben. Im Gegensatz zum faktischen Wissen, das wir uns durch Lernen aneignen, speichert unser autobiografisches Gedächtnis das Erlebte ohne großen Aufwand.

In der Literatur zum Thema Gedächtnis werden »autobiografisches« und »episodisches« Gedächtnis zumeist synonym verwendet. Jedoch gibt es einige Unterschiede. Im autobiografischen Gedächtnis sind die Erinnerungen auf uns selbst bezogen. Episodische Erinnerungen betreffen eher Ereignisse, bei denen wir zwar nicht direkt involviert waren, an die wir uns aber dennoch erinnern. Das Beispiel des 11. Septembers 2001 macht den Unterschied deutlich: So gut wie jeder kann sich noch daran erinnern, wann und wo er von den Anschlägen erfahren hat, kann vielleicht sogar noch die Gefühle nachvollziehen, die er hatte, während die Bilder immer wieder gezeigt wurden. Der Anblick dieser Bilder hat viele betroffen gemacht, jedoch sind die Gefühle und Eindrücke nicht vergleichbar mit denen, die direkt Involvierte durchlebt haben. Diese Erinnerungen Außenstehender sind dem episodischen Gedächtnis zuzuordnen. Bei direkt Involvierten sind die Erinnerungen tatsächlich erlebt worden und damit dem autobiografischen Gedächtnis zuzuordnen.

GEDÄCHTNISMETAPHERN, ENGRAMME, VERBLASSEN

Auch wenn hier von verschiedenen Gedächtnisarten die Rede ist, so ist unser Gedächtnis kein definiertes Behältnis, in dem wir Dinge ablegen und nach Bedarf wieder hervorholen. Viele Hirnregionen agieren gemeinsam, wenn es darum geht Erlebtes abzuspeichern. Zwar vermutet man inzwischen, dass die Hirnareale Hippocampus und Amygdala unsere Erinnerung maßgeblich beeinflussen, doch verortet sind unsere Erinnerungen hier nicht.

Alle Sinneserfahrungen, die bei einem Ereignis in unserem Gehirn eintreffen, werden zu Gedächtnisspuren als sogenannte »Engramme« verknüpft. Engramme sind verknüpfte Neuroengruppen, die unzählig in unserem Gehirn vorhanden sind und durch chemische Veränderungen an den Synapsen entstehen. Die Amygdala nimmt entscheidend Einfluss, indem sie die emotionale Relevanz der eintreffenden Reize beurteilt. Emotionen haben auf die Nachhaltigkeit unserer Erinnerungen sehr großen Einfluss. Generell gilt: Je emotionaler ein Erlebnis, desto intensiver die Enkodierung – und desto besser bleibt es im Gedächtnis.

Engramme sind keine in Stein gemeißelten Inschriften. Werden sie lange Zeit nicht aktiviert, indem wir über ein Erlebnis nachdenken oder davon erzählen, so können sich die Verbindungen wieder lösen und Erinnerungen gehen teilweise oder sogar vollständig verloren. Erinnerungen können mit der Zeit viele farbige Details verlieren, also sprichwörtlich »verblasen«. Weniger emotionale Erinnerungen, die nicht so intensiv enkodiert wurden, sind schon von Beginn an flüchtiger und verblassen schneller. Werden Engramme bestimmter Erinnerungen hingegen oft aktiviert, indem wir sie z.B. ab und zu auffrischen und darüber reden, werden die entsprechenden Gedächtnisspuren konsolidiert, also verstärkt und die Erinnerung verbleibt länger im Gedächtnis.

Die gängigen begrifflichen Analogien zur Computerspeicherung sind wenig zutreffend, da unser Gehirn nicht wie ein Computer funktioniert, der alles anzeigt, was einmal gespeichert wurde. Unser Gehirn verfügt über Millionen von Engrammen, was aber nicht bedeutet, dass wir auf alle ihre Inhalte zugreifen können. Oft bedarf es bestimmter Schlüsselreize, damit scheinbar verlorene Erinnerungen wieder ins Bewusstsein gelangen. Solche Reize können sehr unterschiedlich sein. Manchmal reichen ein Geruch oder ein paar Töne um eine längst »vergessene« Erinnerung wiederzubeleben. Je mehr Hinweisreize wir bekommen, desto eher werden wir uns an diverse Aspekte eines Ereignisses erinnern.

VERZERRTE ERINNERUNGEN

Nicht nur das Verblässen beeinträchtigt unsere Erinnerungen. Auch Faktoren wie die Flexibilität des menschlichen Gehirns in kürzester Zeit neue Inhalte aufzunehmen und mit aktuellen Kenntnissen zu verknüpfen, sind Grund dafür, dass unsere Erinnerungen sich im Laufe der Zeit verändern bzw. verzerren. Es gibt mehrere Faktoren, die zu verzerrten Erinnerungen führen [vgl. Q3B]:

Konsistenz- und Veränderungsfehler treten auf, weil unser Gedächtnis dazu neigt, vergangene Einstellungen und Ansichten den heutigen anzugleichen. Die Vergangenheit wird in unserem Gedächtnis so rekonstruiert, dass sie der Gegenwart entweder tendenziell ähnelt oder sich in Teilen ausblendet. Deswegen haben wir heute oft keine klare Erinnerung davon, was wir früher einmal gedacht oder wie wir gefühlt haben. Laut unserem Gedächtnis haben wir schon damals genauso oder ähnlich gedacht wie heute. Wenn es z.B. um schmerzlich-traurige Erfahrungen geht, die uns Jahre später gar nicht mehr so schlimm erscheinen, liegt dies auch daran, dass die damaligen Gefühle auf Grundlage der aktuellen umgebaut werden, die heute nicht mehr so intensiv und schlimm sind. Umgekehrt ist das ebenfalls möglich. Wir können Situationen schlimmer in Erinnerung haben, als wir sie ursprünglich erlebt haben, so lang sich das mit gegenwärtigen Ansichten deckt.

Diese Gedächtnisfehler sind aber keine »Fehler« im eigentlich Sinne, sondern durchaus im Sinne der Natur um »kognitive Dissonanz« zu vermeiden [Q3C]. Zwiespältige Gefühle und Gedanken, die sich nicht vereinbaren lassen, führen zu »psychologischem Unbehagen« und würden uns letztendlich daran hindern, Entscheidungen zu treffen.

Rückschaufehler, die Konsistenzfehlern sehr ähnlich sind, beeinflussen ebenfalls unsere Erinnerungen. Sobald wir den Ausgang eines Ereignisses kennen, glauben wir von vornherein gewusst zu haben, wie es ausgeht. Unser Gedächtnis rekonstruiert die Vergangenheit mit einem Abgleich des Wissens im semantischen Gedächtnis, um sie mit unserer Gegenwart in Einklang zu bringen. Im Extremfall können uns Rückschaufehler glauben machen, wir wüssten genau, wo es lang geht und hätten es nicht nötig, aus Erfahrungen und ggf. Fehlern zu lernen.

Egozentrische Gedächtnisfehler beruhen darauf, dass wir unseren eigenen Erinnerungen immer mehr trauen, als denen anderer. Erinnerungen, die wir auf uns selbst beziehen, deren Details wir lebhaft vor Augen haben, schenken wir mehr Glauben, als Schilderungen anderer, die von unseren Erinnerungen abweichen. Wie oben erwähnt sind auf uns selbst bezogene Erinnerungen im autobiografischen Gedächtnis zu »lokalisieren« und meist dauerhafter als Inhalte im episodischen Gedächtnis. Da Menschen häufig geneigt sind, sich positiv zu sehen, sind auch egozentrische Gedächtnisfehler durchaus eine Erklärung für verzerrte Erinnerungen.

Da Gedächtnisfehler offenbar unvermeidbar sind, ist es schwierig, Erinnerungen allein in unserem Kopf so »authentisch« wie möglich zu erhalten. Einerseits gehen viele Erinnerungen verloren, andererseits verändern sie sich im Laufe der Zeit. Um möglichst viele unserer Erinnerungen intakt zu erhalten, kann es von Vorteil sein, Schlüsselreize verfügbar zu machen, indem wir gewisse Erinnerungsträger aufbewahren.

Geschriebene Texte und Gedanken, die wir in Tagebüchern notiert haben, können viele Hinweisreize liefern um uns wieder erinnern zu können. Solche Texte legen auch offen, wie sehr sich Erinnerungen innerhalb unseres Gedächtnisses verändern können. Und nicht zuletzt sorgt der Vorgang des Aufschreibens, also Gedanken in Worte zu fassen, für die Konsolidierung der Erinnerung. Je früher wir die Erinnerung notieren, desto mehr Details enthält die aufgeschriebene Erinnerung und desto mehr mögliche Hinweisreize bleiben erhalten.

SPEICHERMEDIEN I – SCHRIFT

EXTERNALISIERUNG VON GEDÄCHTNIS

Schrift zählt zu den ältesten und wohl auch effektivsten Speichermedien, die dem Menschen zur Verfügung stehen. Zwar hat Schrift in jeder Epoche und in verschiedenen Kulturen oft sehr unterschiedliche Wertschätzung erfahren, doch war sie stets ein Grundpfeiler für das kulturelle Gedächtnis, das von der Tradierung von Geschichten von Generation zu Generation abhängig ist.

Schon die Ägypter waren sich der »Gedächtnisleistung« ihrer Schriftzeichen sehr wohl bewusst. Eine dünne Schicht von Schriftkundigen erkannte, dass sie allein durch ihr Schreiben Unsterblichkeit erlangen konnten. Etwas niederschreiben galt als eine Form der »Selbstverewigung« [Q4A], die sie über ihren eigenen Tod hinaus für die Nachwelt in Erinnerung und damit »lebendig« halten konnte und zwar nicht weniger dauerhaft als die überdimensionalen Bauwerke der Pharaonen.

Über diese Funktion der Tradierung hinaus hat die Schrift seit jeher auch die Funktion einer Gedächtnisstütze. Schrift erweitert die Fähigkeiten unseres Gedächtnisses ganz erheblich, indem wir vorhandenes Wissen auslagern und damit externalisieren können. Sie erspart uns mühevoll Einprägen und erweitert damit die Kapazitäten unseres Gedächtnisses. Frühe Kritiker, wie z.B. Platon, haben die Externalisierung nicht nur positiv gesehen. Sie sahen in der Schrift zwar eine Entlastung, doch zerstöre sie auch das Gedächtnis, da Schreiben unmittelbar zum Vergessen führen würde. Durch das Aufschreiben würde das »Wissen vom Wissenden« getrennt und somit der »lebendigen Kommunikation entzogen« [Q1G]. Platon sah die Weitergabe von Wissen eher im kommunikativen Austausch mit Menschen, der mit einem fixierten Text nicht möglich sei. Deswegen verfasste er Texte, wenn überhaupt, nur als Dialog. Komplette ohne Schrift konnte Platon nämlich auch nicht, andernfalls wäre von seinem Wissen heutzutage wohl nur wenig übrig geblieben.

MÜNDLICHE TRADIERUNG

Auch in mündlichen Gesellschaften wird Wissen weitergegeben, allerdings beschränkt auf das, was die Gruppe aktuell braucht und als tradierungswürdig erachtet. Nur aktuell relevantes Wissen zu tradieren hat seine Nachteile, denn es birgt die Gefahr, dass bereits erlangtes, nützliches Wissen wieder verloren geht, weil die Gruppe es gerade als nicht »wichtig« erachtet. Die mündliche Tradierung ist außerdem auf eine stete, rituelle Wiederholung angewiesen um Informationen, meist in Form von Tänzen, Gesängen oder Gedichten, weiterzugeben. Trotzdem kann mündliches Wissen nicht die Haltbarkeit von verschriftlichtem Wissen erreichen, da mit einer mündlichen Tradierung auch immer Variation und Aktualisierung einhergehen. Genauso wie auch unser menschliches Gedächtnis Erinnerung, bzw. die rekonstruierte Vergangenheit, aus der Gegenwart heraus interpretiert, anpasst und ggf. abändert.

Mündliche Überlieferung wird in vielen Kulturen praktiziert. So wird auch bei uns der Wert der »Oral History« hoch geschätzt, die darauf beruht, Wissen authentischer und lebendiger durch Zeitzeugen zu vermitteln anstatt durch Bücher. Allerdings erfahren auch die heutigen Zeitzeugenberichte eine Speicherung, indem sie auf Tonband oder Video aufgezeichnet werden.

Durch Speichermedien, wie ehemals die Schrift, nimmt nicht nur die Menge an tradiertem Wissen zu, sondern auch das »Spektrum des Überlieferten« erweitert sich enorm [Q1J], wie der Verlauf der »Schriftgeschichte« im Folgenden deutlich macht.

TRADIERTER GEIST

Es gab immer wieder Perioden, in denen die Angst vor dem Vergessen besonders groß war und die Schrift somit besonders hoch geschätzt wurde. So war Schriftlichkeit in der Renaissance, die den Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit bildete, ausgesprochen wichtig. Die Renaissance sah sich als die »Wiedergeburt« der Antike, man las die Texte der Antike und suchte Auswege aus einer Ständegesellschaft hin zu einer Weltanschauung, die den Menschen und seinen Geist in den Vordergrund rückte.

In der Renaissance sah man die Schrift deshalb nicht nur als Stabilisierung des Gedächtnisses, sondern als eine Art Abdruck des Verfasser-Geistes, der durch das Aufschreiben nicht mehr verschlossen war, sondern zugänglich wurde. Über Jahre hinweg könne der Geist des Verfassers so in Dialog mit dem Leser treten und die darin enthaltenen Gedanken wiedergeben bzw. erneuert werden. Schon Shakespeare war überzeugt, dass Schrift nicht starr ist, sondern interaktiv funktionieren und als Stimulanz für unser Gedächtnis dienen kann. Schrift wurde auch als eine Art Spiegel gesehen, der dem Verfasser eines Textes das vergangene Ich wieder vor Augen führen kann. Somit war es möglich, seinem eigenen »Geist« Jahre später wieder zu begegnen. Gedanken, die von innen nach außen getragen worden sind, was Platon kritisch sah, ermöglichten also ganz neue Formen der Selbstbegegnung. Aus etwas Fixiertem wurde etwas Neues, ein innerer Dialog, der auch über lange Zeitabstände stattfinden konnte.

EXKURS: TAGEBUCHSCHREIBEN

Mit zunehmender Alphabetisierung und Individualisierung der Gesellschaft im 18. Jahrhundert wurde das Schreiben von Briefen, der schriftliche Dialog mit anderen, und Tagebüchern, ein schriftlicher Diskurs mit sich selbst, immer verbreiteter und hat sich sogar als eigenständige literarische Gattung etabliert [Q1I].

Durch die schriftliche Fixierung im Tagebuch können Schreiber die eigene Entwicklung »dokumentieren und verfügbar halten« [Q1I] und somit ein Bewusstsein für die eigene Geschichte entwickeln. Auch Franz Kafka schrieb bekanntlich Tagebuch und äußerte sich in einem Fragment vom 12. Januar 1911 wie folgt darüber:

»Ich habe vieles in diesen Tagen über mich nicht aufgeschrieben, teils aus Faulheit (...), teils aber auch aus Angst, meine Selbsterkenntnis zu verraten. Diese Angst ist berechtigt, denn endgültig durch Aufschreiben fixiert dürfte eine Selbsterkenntnis nur dann werden, wenn dies in größter Vollständigkeit bis in alle nebensächlichen Konsequenzen hinein sowie mit gänzlicher Wahrhaftigkeit geschehen könnte. Denn geschieht dies nicht- und ich bin dessen jedenfalls nicht fähig-, dann ersetzt das Aufgeschriebene nach eigener Absicht und mit der Übermacht des Fixierten das bloß allgemein Gefühlte nur in der Weise, daß das richtige Gefühl schwindet, während die Wertlosigkeit des Notierten zu spät erkannt wird.« [Q10]

Hieran wird deutlich, dass Tagebuchschreiben auch für ihn eine Form der Selbstbegegnung war, die aber nur stattfinden kann, wenn man absolut ehrlich zu sich ist. Doch nicht jeder möchte so rigoros ehrlich mit sich sein und so ist das Niedergeschriebene nicht immer im gleichem Maße persönlich. Oft dienen Tagebucheinträge, wie bei Reisetagebüchern, eher als Gedächtnisstütze. Statistisch betrachtet schreiben Männer diesbezüglich sachlicher, indem sie Erlebtes wie eine Art Logbuch aufzählen. Frauen hingegen schreiben öfter über Krisen, Gefühle und Gedachtes. Das lässt sich zumindest aus den Beständen des Tagebucharchivs in Emmingen ableiten, das die Tagebücher jedes Spenders archiviert, der seine Memoiren auf diese Weise in sichere Hände abgeben möchte.

Das Tagebuchschreiben hat also trotz heutiger, digitaler Möglichkeiten noch nichts an Aktualität verloren und gilt nach wie vor als gängiges Mittel und Therapeutikum. Tagebücher sind deshalb auch nicht mit den allseits sprießenden Internet-Blogs zu verwechseln, da sich diese an ein fremdes Publikum nach außen richten, und nicht in erster Linie an die eigene Person.

WACHSENDE SPEICHERKAPAZITÄTEN

Wie schon im alten Ägypten setzte man in der Renaissance darauf, mit Hilfe der Schrift seinen Geist weiterleben zu lassen, seine Gedanken und Theorien der Nachwelt zu überlassen, damit diese wiederum durch Erneuerung und Innovation diese Gedanken weiterentwickeln konnte. Schrift wurde also als etwas »Lebendiges« angesehen, das trotz seiner Fragilität als Tinte auf dünnem Papier bei sorgfältiger Konservierung dauerhafter sein konnte als andere »Überreste vergangenen Lebens« wie Ruinen, Werkzeuge und Gräber [Q4B].

Im Anbruch des Druckzeitalters kam es dann zur ersten »großen Gedächtniskrise« mit dem ersten großen Sprung in den Speicherkapazitäten [Q9]. Der Buchdruck brachte eine enorme Verbreitung von Kopien und Wissen mit sich. Ganz im Gegensatz zu handschriftlichen Original-Texten mussten diese Kopien nicht mehr weggeschlossen werden, um bewahrt zu werden. Insbesondere die Humanisten waren sehr daran interessiert, Bildung jedem zugänglich zu machen. Der Buchdruck machte dies nun endlich möglich und beförderte den einhergehenden Bildungsschub. In Folge nahm allerdings nicht nur die Menge an zu verbreitender Information zu. Vielmehr wurde auch die Qualität zunehmend fraglicher. Der menschliche Drang zur Selbstverewigung ließ viele Bücher entstehen, die mehr ein Ausdruck persönlicher »Eitelkeit oder Geldgier« waren, als von »Wissen und Gelehrsamkeit« zeugten [vgl. Q4C].

Grundsätzlich standen die Humanisten, die das tradierte Wissen in Bibliotheken zu archivieren versuchten, den Aufklärern entgegen, die davon überzeugt waren alles Wissen neu hinterfragen zu müssen. Alles Tradierte verlor für sie an Wert und hatte in ihren Augen nichts Lebensdienliches mehr. Auch auf das Individuum bezogen verlor das Gedächtnis an Relevanz. Es zählte der mündige, selbst denkende Mensch, nicht das durch andere erlangte, auswendig gelernte Wissen.

Die in immer größerer Fülle entstehenden Werke waren zudem eher kurzlebig und zielten nicht darauf ab lange von Bedeutung zu sein. Texte waren fortan nicht mehr vor dem Zahn der Zeit geschützt, sondern konnten täglich dem Wandel der Zeit zum Opfer fallen und dieser Wandel war maßgeblich vom Urteil der Nachwelt abhängig. So sah man zu Beginn des Buchdrucks im Buch noch den Garant für eine langjährige Konservierung von Texten. Doch schon die Flüchtigkeit des Buchmarktes im 18. Jahrhundert weckten Zweifel am »Überdauern von Texten im kulturellen Gedächtnis« [Q4D]. Auch wurden im Gegensatz zur Renaissance die Texte nicht mehr »vom Geist des Autors beseelt« empfunden, sondern als Behältnis und tote Hülle abgetan.

SPURENSUCHE

Das Geschichtsbewusstsein änderte sich dann erneut im 19. Jahrhundert und man hinterfragte, was schriftliche Mitteilungen überhaupt über die Vergangenheit aussagen könnten. Schließlich seien das, was wir über die Vergangenheit wissen und was für uns Geschichte ist, lediglich komprimierte Daten einer vergangenen Wirklichkeit. Es gibt kein kulturelles Gedächtnis, das wirklich alle kulturgeschichtlichen Daten verlustfrei abspeichern kann. Ein vollkommenes Archiv gibt es nicht, denn dann wäre es kein Archiv mehr. Wenn wirklich alles im kulturellen Gedächtnis speicherbar wäre, würde dies das Ende des Gedächtnisses bedeuten.

Als Reaktion auf diese These wurden Texte fortan nicht mehr als vollwertige Überlieferungen angesehen, sondern als Spuren oder Fragmente der Vergangenheit gedeutet und auf »Quellen« reduziert. Die indirekten Informationen, die eigentlich gar nicht für die Nachwelt bestimmt waren, die Zeugnisse alltäglichen Lebens, wurden dabei nun auch zu Spuren, da man sich von ihnen größere Authentizität versprach [vgl. Q4E].

Doch nicht nur schriftliche Hinterlassenschaften wurden zu Spuren. Mit fortschreitender Technik und Erfindung der Photo- und Fotografie bekam die Schrift zunehmend Konkurrenz durch andere Speichermedien. Das Spektrum an speicherbaren Informationen erweiterte sich abermals. Beide Techniken sind im Stande physikalische Daten, Töne und Licht ohne den subjektiven Filter menschlicher Wahrnehmung festzuhalten und zu speichern. Diese Objektivität gegenüber allen eintreffenden Informationen hat natürlich Nachteile, da so eine Vielzahl wenig relevanter Informationen mitkonserviert werden, wie z. B. der Sprachfehler eines Menschen auf Tonband. [vgl. Q1H].

DIGITALISIERUNG

Das Digitalzeitalter bildet das derzeit letzte Stadium der Schriftgeschichte und im Laufe ihrer Entwicklung hat sich die Schrift von der Bilderschrift der Hyroglyphen hin zu einem Alphabet entwickelt, das durch die Reduktion der Zeichenanzahl eine »translinguistische« Schrift ermöglichte [Q4F] und so konnte ein Zeichensatz wie die Lateinischen Lettern nun mehrere Sprachen codieren. Die Verwendung des Binärcodes von 0 und 1 brachte eine erneute Reduzierung der Zeichenanzahl und damit die Maschinensprache basierend auf Bits.

Allerdings ermöglicht die Form der aufbauenden Codierung gleichzeitig eine enorme Ausweitung der Zeichensätze. Während die 7-Bit-Codierung noch die 128 ASCII-Zeichen (American Standard Code for Information Interchange) definierte, ermöglicht der aktuelle 8-bit-codierte Unicode Standard UTF-8 einen Zeichensatz, der 1,14 Mio. Zeichen umfasst und somit alle Schriftzeichen der Weltsprachen aufnehmen soll. Der Binärcode selbst ist dagegen »transmedial« [Q4F] und kann mit nur einem Code sowohl Wort, Bild und Ton codieren. Damit erweist sich der Computer als das zentrale, universale Speicherwerkzeug.

In der Kombination dieser neuen Digitaltechnik mit den wachsenden Speicherkapazitäten ergeben sich ungeahnte Möglichkeiten aber auch ganz neue Gefahren, denn mehr Quantität geht erneut zu Lasten der Qualität, und diesmal steht die Langlebigkeit von Digitaldaten im Fokus. Sämtliche Speichermedien, ob magnetisch als Festplatte, Chip oder optisch auf CD/DVD haben eine Lebensdauer von maximal 20 Jahren. Auch die mikroskopische Speicherstruktur macht die Daten stark anfällig für Außeneinwirkungen und fehlt irgendwann die Software zum Auslesen der Daten, so sind die Daten genauso verloren.

Ein Merkmal analoger Schrift sind dagegen die Spuren und materiellen Rückstände der Einschreibung, die selbst nach Tilgungsvorgängen und dem Überschreiben von Dokumenten noch »abrufbar« sind. Im Digitalen fehlen diese Spuren weitestgehend. Digitalschrift ist eine rein technische Schrift, die vom Menschen selbst auch nicht mehr gelesen werden kann und die zur Übersetzung ein entsprechendes Gerät wie den Computer benötigt.

Dank digitaler Datentechnik hat unser kulturelles Gedächtnis gewaltig an Speicherkapazität hinzugewonnen. Doch was dieser »flüchtigen« Schriften ist nun wirklich bewahrenswert? Alles Digitale ist schließlich nur »flimmernde Oberfläche« [Q4F], Daten sind ohne bleibende Spuren relativ schnell gelöscht und da Speichern und Löschen nun so nahe beieinander liegen, fällt es uns besonders schwer zu entscheiden, was erinert und was vergessen werden soll.

Und auch wenn das Internet von vielen als Archiv und Bibliothek menschlichen Wissens betrachtet wird, so ist das Gegenteil der Fall. Das Internet ist ein Netzwerk von Serverdatenbanken und Medium der Kommunikation sowie Distribution, dessen Merkmal gerade aus der aktuellen, flexiblen und damit flüchtigen Information besteht. Zwar versuchen Projekte wie Wikipedia archivähnliche Strukturen zu schaffen, doch zeichnen auch sie sich aus durch Mobilität und damit flüchtiger, fließender Information.

Neben der Schrift gab es seit jeher auch bildliche Formen um Erinnerung zu fixieren. Die frühesten bildlichen Hinterlassenschaften der Höhlenmalerei entstanden sogar weit vor der Schrift. Die Menschen konnten demnach »Gesehenes und Imaginäres« viel früher aufzeichnen als »Wahrgenommenes und Gedachtes sprachlich« ausdrücken. [Q1L]. Das menschliche Gedächtnis ist vor allem auf visuelle Reize ausgelegt. Bilder haben eine unmittelbare Wirkung auf uns, während Texte erst mit Hilfe unseres Verstandes interpretiert werden müssen. Bilder verankern sich in unserem Gedächtnis, oft sogar unterbewusst, viel einfacher und schneller, während der Gedanke eines Textes erst noch erfasst werden muss, bevor er »gespeichert« werden kann.

GEDÄCHTNISBILDER

Dass Gedächtnisbilder eine stärkere Einprägbarkeit haben als Worte, machten sich schon die Gedächtniskünstler der Antike zunutze, die die sogenannte »Mnemotechnik« entwickelten. Diese war v.a. für rhetorische Zwecke gedacht, um sich so den Ablauf einer Rede besser einprägen zu können. Die entwickelten Gedächtnisbilder mussten möglichst außergewöhnlich sein, damit sie besonders gut erinnert werden konnten. So wurde aus einem Testis (Zeuge) vor Gericht ein lautähnlicher Testes (Widderhoden), was wohl ein sehr einprägsames Bild abgegeben haben muss. Es werden bei dieser Technik der Gedächtniskunst also Assoziationsketten gebildet, bei der regelrecht »surreale Gedächtnishyroglyphen« entstehen können. [Q4G]. Diese Gedächtnisbilder dienen dann ebenso wie Schrift als Gedächtnisstütze.

MANUELLE UND ANALOGE TECHNIKEN

Lange Zeit mussten sich die Menschen manueller Techniken bedienen, um Bilder zu erzeugen. Zeichnungen und Malereien waren geeignete Mittel um visuelle Informationen aus dem Gedächtnis »auszulagern«. Diese »Abbilder« der Wirklichkeit stammten jedoch aus einer subjektiven Wahrnehmung und waren damit viel reduzierter als ein detailgetreues Foto in heutigen Zeiten. Zeichnungen waren meist Vorarbeiten für Gemälde, entweder flüchtig angefertigte Skizzen oder exakte Studien. Skizzen sind somit ein Ausdruck des Momentanen, da sie schnell und impulsiv entstehen – aber noch nicht zeitgleich wie das Foto

Mit den analogen Speichermedien wie Phonographie, Fotografie und dem Film entstanden schließlich ganz neue technische Bildmöglichkeiten. Vor allem die Fotografie wurde bei ihrer Erfindung im 19. Jahrhundert als Medium des Gedächtnisses gesehen. Sie galt als ein perfekter Speicher, der viele Details präzise aufzeichnen und unverändert wiedergeben kann. Hinzu kam noch der »zeitliche« Aspekt: Während eine Zeichnung niemals simultan binnen eines Augenblicks entstehen kann, besitzt die Fotografie genau diese Eigenschaft. Die Fotografie machte es möglich, zeitgleich zum Geschehen Lichtstrahlen durch chemische Prozesse auf lichtempfindlichen Trägermaterial zu fixieren und gilt infolgedessen als »Selbstdarstellung der Wirklichkeit« [Q1B]. Fotografien schienen deshalb für lange Zeit vertrauenswürdiger und ehrlicher als schriftliche Texte, die niemals die Objektivität von Fotos hätten erreichen können.

Fotos stellen also fixierte Augenblicke dar und können somit konservieren, was im nächsten Moment schon von Veränderung bedroht ist. Laut J. Derrida stiften Fotografien »Bewusstsein nicht des Daseins, sondern des Dagewesenseins.« [Q1C]. Hält man ein Foto in Händen, ist das Abgebildete immer schon Vergangenheit und gleichzeitig ein Beweis für die Existenz von Vergangenheit. Dieses Vertrauen kann natürlich auch missbraucht werden, um die Vergangenheit zu manipulieren, denn mittels Retusche konnten auch Fotos verändert werden. Das wohl berühmteste Beispiel im historischen Kontext ist sicherlich die Entfernung Troztkis aus Bildern mit Lenin durch Stalin.

Ein weiterer Filter ist zwar auch die Wahl des Bildausschnittes, doch lassen sich einzelne Details darin nicht ausblenden. Damit ist Wichtiges nicht von Unwichtigem zu trennen und so speichern analoge Medien eine Vielzahl zusätzlicher Informationen, die durch menschliche Wiedergabe »entfallen« wären.

KRITIK UND VERBREITUNG DER FOTOGRAFIE

Im 20. Jahrhundert wurde die Kritik am Speichermedium Fotografie immer deutlicher. Eine »fotografisch bezeugte Vergangenheit« sei laut R. Barthes ein »toter Speicher« und könne unsere »lebendige Erinnerung« sogar »brutal überschreiben«. [Q1D]. Letztendlich wurde der Fotografie sogar ihre Wirklichkeits-Darstellung abgesprochen, da sie zwar den Anschein von vergangener Wirklichkeit erwecke, aber auch als effektives Mittel zur Manipulation eingesetzt werden könne und auch wurde.

Nichtsdestotrotz ist die Fotografie bis heute das wohl am weitesten verbreitete Speichermedium, da sie sowohl gegenüber der Zeichnung als auch der Schrift einen entscheidenden Vorteil besitzt: Fotos sind binnen eines Augenblicks festgehalten und eine Zeichnung anzufertigen oder einen Text niederzuschreiben bedarf viel mehr Zeit und Aufwand.

Das Fotografieren ist bei vielen Anlässen, wie Geburtstagen, Gruppenzusammenkünften, Urlauben etc. zu einer Art Ritus geworden, der in Voraussicht auf das zukünftig Vergangene abgehalten wird. Meist sind es besondere Lebensstationen, zu denen fotografiert wird, wie beispielsweise die Einschulung oder der Schulabschluss. Noch im 19. Jahrhundert wurde sogar der Tod durch Post Mortem-Fotografie festgehalten. Auch die Portrait-Aufnahmen entstanden aus dem Bedürfnis den »zukünftig Abwesenden« im Bild erinnern zu können [vgl. Q1F]. Sie sind damit ein gängiges Medium, um uns an Mitmenschen zu erinnern und sie trotz ihrer Abwesenheit »präsent« zu machen.

Im Fotoalbum zusammengetragen werden die einzelnen Erinnerungsfotos dann zu einer »bildlichen Autobiographie« zusammengefügt [Q1E], an der wir unser bisheriges Leben Revue passieren lassen.

Die heutige Digitalfotografie bringt es mit sich, dass nicht mehr nur zu besonderen Anlässen fotografiert wird, sondern auch in ganz alltäglichen Situationen. So nimmt die Masse der festgehaltenen Momente unweigerlich zu und es stellt sich abermals die Frage von Quantität und Qualität.

FOTOS ALS ERINNERUNGS AUSLÖSER

Jedes Bild kann als Erinnerungsauslöser dienen, da es optische Reize wieder verfügbar macht, die wir in einer bestimmten Situation erlebt haben. Mit Hilfe von Fotos lassen sich jedoch keine kompletten Erinnerungen auslagern, da das Medium Bild im Gegensatz zur Schrift »stumm« bleibt. Bilder erschließen sich nur dem »intimen Nutzer« [Q1E], da das Bild »narrativ ergänzt« werden und in einen bestimmten Kontext gebracht werden muss, wozu ein Außenstehender nicht im Stande ist.

Die Beispiele von Speicherung per Computer und dem analogen Foto haben gezeigt, dass wir viele Erinnerungen in diversen Medien auslagern können. Insbesondere werden dabei gerne Analogien zum menschlichen Gedächtnis aufgebaut und so ist es heutzutage der Computer, dessen Funktionsweise wir mit unserem Gedächtnis assoziieren. Allerdings sind gerade Fotografie und Computertechnologie eben nicht vergleichbar, da unser Gedächtnis kein physisches Behältnis ist, sondern vielmehr ein flexibler Prozess im Umgang mit »Gespeichertem«. Es »selektiert seine Inhalte selbstständig unbewusst, bewertet, integriert und bearbeitet« [Q1A] und stellt somit ein rein subjektives, lückenhaftes Archiv dar.

Das Vergessen ist eine essentielle Funktion unseres Gedächtnisses und keine Fehlfunktion, sofern wir Störungsformen wie Amnesie, Demenz oder Alzheimer absehen, bei denen das Gedächtnis auffallend schlecht funktioniert ausklammern. Es gibt aber auch die gegenteiligen Fehlfunktionen, nämlich »Hypermnisien« [Q2A]. Bei dieser Form der Gedächtnisstörung können sich die Betroffenen oft an jeden einzelnen Tag ihres Lebens erinnern, ein Hinweisreiz wie z.B. ein Datum reicht aus, um eine ganze Kette an Erinnerungen in Gang zu setzen. So haben die Betroffenen jeden Tag ihr gesamtes vergangenes Leben vor Augen und erinnern sich sogar an völlig unwichtige Dinge wie das Wetter oder das Mittagessen. Die meisten Menschen würden das als große Gabe bezeichnen, doch für die Betroffenen selbst ist die Fehlfunktion nicht Vergessen zu können eine große Belastung. Der Traum vom lückenlosen Gedächtnis ist für sie ein Alptraum, der wie hier aber nicht nur für das Individuum zum Problem werden kann, sondern auch für das gemeinsame kollektive Gedächtnis.

DAS PERFEKTE ARCHIV UND DAS BEDÜRFNIS ZU SAMMELN

Der Traum vom perfekten Archiv, in dem nichts gelöscht werden muss, sondern alles Vergangene bis in die Gegenwart konserviert werden kann spiegelt ein Urbedürfnis des Menschen wieder, nämlich zu sammeln [vgl. Q1A].

Die »emotionalen Vorläufer« und Grundvoraussetzung des Sammelns entsteht bereits in frühkindlichen Entwicklungsstadien, wenn das Kind eine Trennung von der Mutter durch ein Objekt in seinen Händen oder Mund kompensiert [vgl. Q7A]. Speziell das Sammeln von Erinnerungsstücken kann als »fortlaufender Versuch« gesehen werden, »gegen den Fluß der Zeit Identität sicherzustellen.« [Q5B] Im öffentlichen Bereich schlägt sich das in der Gründung von Archiven, Schriftsammlungen, Bibliotheken, Museen oder Ruhmeshallen nieder, um so das kulturelle Gedächtnis und die damit verbundene kulturelle Identität zu wahren. Im Privaten verhält es sich ebenso, indem Fotoalben und Tagebücher diese identitätsstiftende Funktion übernehmen. Während sich unsere Umwelt stetig verändert und wir ständig einer ungewissen Zukunft ausgesetzt sind, gibt uns das Sammeln Schutz und mindert die Angst einerseits vor Verlust, andererseits vor dem Ungewissen [vgl. Q5B]. Das Sammeln kann unserem Leben also Sicherheit und Ordnung bieten.

Allerdings ist jede Sammlung und jedes Archiv dem Problem der Unüberschaubarkeit durch Überfülle ausgesetzt. In jedem Archiv schwindet die Bedeutung des einzelnen Objektes und je größer das Archiv, desto mehr Einzelstücke gehen darin »verloren«. Um diesem Problem der Überfülle und Unüberschaubarkeit zu entgehen, werden heute auch sogenannte »Zeitkapseln« eingesetzt, in denen ausgewählte »materielle Zeitzeugnisse« wie Texte, Bilder, Tonträger, Gebrauchsgegenstände in einem Behältnis verschlossen werden, um so nachfolgenden Generationen den »Zeitgeist« zu konservieren [Q1M]. Schon in der Renaissance gab es übrigens eine ähnliche Form der Tradierung von Zeitzeugnissen, die Wunderkammern.

TIME CAPSULES

Andy Warhol schuf mit seinem Werk der »time capsules« auch Zeitkapseln. Er wählte aber nicht bewusst bestimmte Stücke zur Konservierung aus, sondern füllte zwischen 1974 bis zu seinem Tod 1987 über 600 Umzugskartons mit allem, was ihn umgab: Passfotos, Polaroids, Korrespondenz, Notizen, Bildvorlagen, Kataloge, Einladungen, Flyer, Platten, Kleidungsstücke, Zeitungen, Magazine, Schnipsel. Nach seinem Umzug in ein neues Atelier begann er jeden Monat einen Karton, eine »time capsule«, zu füllen, die er dann verschließen und in sein Lager bringen ließ. Warhol war unverkennbar ein leidenschaftlicher, wenn nicht sogar obsessiver Sammler. Warhol schuf mit seinen time capsules ein »Register« seines »Alltagslebens« [Q5C] und gleichzeitig ein so gut wie vollständiges Archiv der New Yorker Kunstszene und Modewelt in der er sich bewegte. Seine Zeitkapseln waren nicht in erster Linie als Kunstprojekt gedacht, obwohl er zwischenzeitlich mit dem Gedanken spielte, sie als Kunst zu verkaufen. Nach seinem Tod brauchten die Archivare des Andy Warhol Museum in Pittsburgh etwa fünf Jahre, um nur 85 dieser Schachteln zu inventarisieren. Warhol schien also ein sehr ausgeprägtes Interesse am »Festhalten und Kontrollieren der Vergangenheit« gehabt zu haben [Q5D]. Er selbst äußerte sich zu seinem zwanghaften Bedürfnis zu sammeln wie folgt:

»Ich hasse wehmütige Erinnerungen, und im tiefsten Inneren hoffe ich daher auch, dass die Schachteln alle verloren gehen, damit ich sie nie wieder durchzusehen brauche. Da ist noch so ein Konflikt. Sobald ich etwas bekomme, möchte ich es am liebsten gleich aus dem Fenster werfen, aber statt dessen sage ich danke und lege es in die Schachtel des Monats. Die Kehrseite der Medaille ist nämlich, dass ich Sachen wirklich aufheben will, damit sie eines Tages wieder Verwendung finden.« [Q6B]

Die Time Capsules waren so gesehen ein »Werkzeug des Vergessens« [Q6A], durch die Auslagerung und Ablage in den Kartons beschaffte sich Warhol Erleichterung. Sich komplett von all diesen Dingen trennen konnte er aber nicht und so bewegte sich jede Kapsel stets zwischen »Anwesenheit und Verschwinden«. [Q6A]

INFORMATIONEN- DATENBERGE

Die heutigen digitalen Speichermedien, die stetig anwachsenden Speicherkapazitäten und nicht zuletzt die Massenmedien liefern uns einen immer größer werdenden Datenberg, der uns nun vor ein ähnliches Problem wie Warhol stellt: Was wegwerfen und was behalten? Im Zweifelsfall wird eben alles aufgehoben. Im Gegensatz zu Warhol brauchen wir dazu nicht einmal ein riesiges Lager. Wir sind dem »Traum« vom perfekten Archiv also inzwischen sehr nahe gekommen, der aber das kulturelle Gedächtnis gleichzeitig zu sprengen droht.

Spätestens jetzt hat nicht mehr das Speichern und Erinnern höchste Priorität, sondern das Löschen und Vergessen. Wir müssen lernen Informationen abzuwehren, sozusagen gezielt zu vergessen. Auch Nietzsche war Befürworter des Vergessens: »Wer leben will, wer handeln will, muss vergessen können, um frei zu sein, muss man den Ballast der Erinnerung abwerfen können.« [Q9], was allerdings schwer fällt, da Vergessen auch gleichzeitig den Verlust von etwas bedeutet, was bereits »Besitz zu sein schien« [Q1K]. Löschen und auch Vergessen ist also der einzige Weg aus der Überfülle, sowohl in unserem Gedächtnis selbst als auch außerhalb in seinen Ausgelagerungen.

AUSWAHL UND SELEKTION

Memorandum ist nun die Essenz ausgewählter, besonderer Erinnerungen. Zwar bedeutet das nicht, dass die Reste der individuellen Sammlungen geleert und gelöscht wurden, doch war es Teil des Projektes, sich mit den eigenen Archiven bewusst auseinanderzusetzen und aktiv zu selektieren, denn Archive, die einfach nur vorhanden sind und nicht ab und zu genutzt werden, sind im Grunde genommen überflüssig.

Und nun viel Spaß beim Stöbern, Lesen und Schwelgen!

QUELLEN

LITERATUR

- [Q1] **Gedächtnis und Erinnerung – Ein interdisziplinäres Lexikon**
Nicolas Pethes, Jens Ruchatz (Hg.) / Rowohlt Taschenbuch Verlag GmbH, Hamburg 2001
[A] S. 107, [B] S. 177, [C] S. 179, [D] S. 180, [E] S. 181, [F] S. 449, [G] S. 526,
[H] S. 552, [I] S. 574, [J] S. 586, [K] S. 629, [L] S. 657, [M] S. 663
- [Q2] **Das autobiografische Gedächtnis – Die Psychologie unserer Lebensgeschichte**
Rüdiger Pohl / Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart 2007
[A] S. 215
- [Q3] **Aussetzter – Wie wir vergessen und uns erinnern**
Daniel L. Schacter / Gustav Lübbe Verlag, Bergisch Gladbach 2007
[A] S. 49, [B] S. 221, [C] S. 229
- [Q4] **Erinnerungsräume – Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses**
Aleida Assmann / Verlag C. H. Beck, München, 2006 (3. Auflage)
[A] S. 181, [B] S. 190, [C] S. 200, [D] S. 203, [E] S. 209, [F] S. 212, [G] S. 223
- [Q5] **Deep Storage – Arsenale der Erinnerung – Sammeln, Speichern, Archivieren in der Kunst**
Ingrid Schaffner (Hg.), Matthias Winzen (Hg.) / Prestel Verlag, München, New York 1997
[A] S. 7, [B] S. 10, [C] S. 279, [D] S. 280,
- [Q6] **Andy Warhol's Time Capsule 21**
The Andy Warhol Museum, Pittsburgh / DuMont Literatur und Kunst Verlag, Köln 2003
[A] S. 9, [B] S. 14
- [Q7] **Sammeln – Eine unbändige Leidenschaft**
Werner Muensterberger / Suhrkamp Taschenbuch Verlag, Berlin 1999 (1. Auflage)
[A] S. 12
- [Q8] **Warum wir immer das Falsche vergessen – Gebrauchsanweisung für das Gedächtnis**
Barbara Knab / Verlag Herder, Freiburg 2006
[A] S. 32/33

INTERNET

- [Q9] **Mit »Delete« in den Fluss Lethe? – Interview mit Harald Weinrich**
Stephan Krass / <http://www.nzzfolio.ch/www/d80bd71b-b264-4db4-afd0-277884b93470/showarticle/3f84316a-fb8e-478a-9438-b704f7324eb0.aspx> (aufgerufen am 09.12.2008)
- [Q10] **Franz Kafka – Über das Schreiben – Über das Schreiben von Briefen – Über das Führen von Tagebüchern und über die nur in Tagebüchern enthaltenen Fragmente**
http://www.mediaculture-online.de/fileadmin/bibliothek/kafka_schreiben/kafka_schreiben.pdf
(aufgerufen am 09.12.2008)